Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 1

Artikel: Vale carissima!
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571484

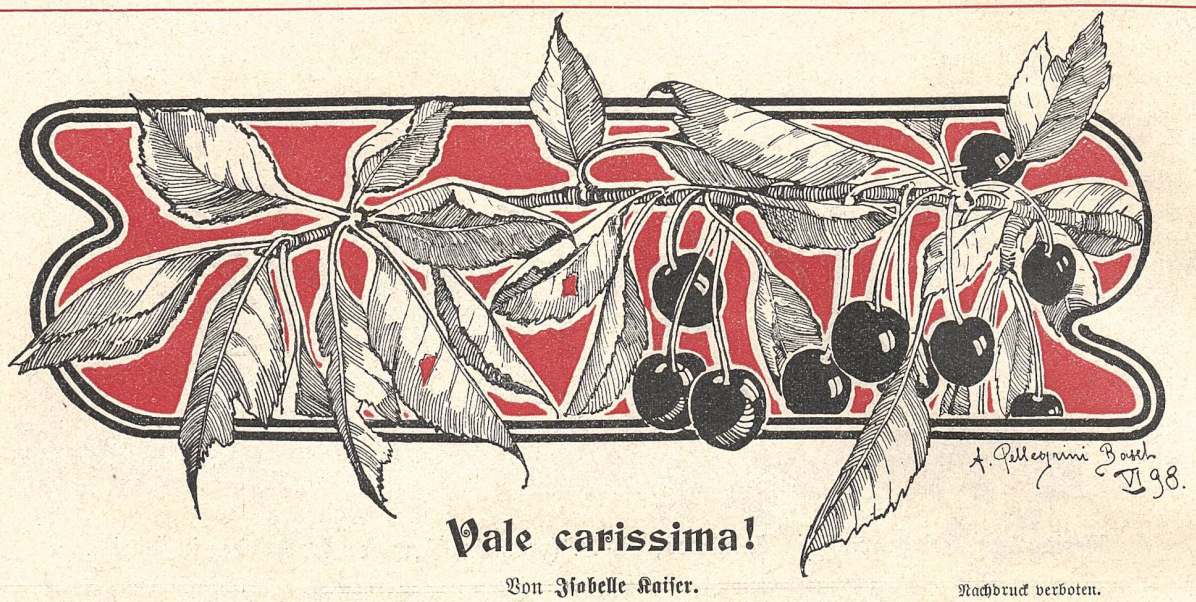
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Vale carissima!

Von **Isabelle Kaiser.**

Mit dem Bildnis der Autorin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Als Publius Claudius die Arena des Circus betrat, empfing ihn ein Sturm von Beifallsrufen und Spottgeschrei.

Ganz Rom war da versammelt, vom Pöbel der Subara bis zu den Cäsaren des Mons-Palatin.

Man jubelte ihm zu ob seiner Verwegenheit: er hatte die Kühnheit gehabt, in das Haus eines römischen Konsuls zu dringen, während die Frauen das Fest der guten Göttin darin feierten.

Man zischte ihn aus ob der unerhörten Götterentweihung: die Frauen mußten die Ceremonien unterbrechen und die heiligen Opferkelche verschleiern. Nun aber sollte er für seinen Liebesfrevel büßen. Und keck ging er dem Tode entgegen, wie andere zum Siege eilen: er hatte das Leben ja bezwungen, er hatte dem Schicksal Gewalt angethan und Julia Poppeia geliebt!

Wie er die Schwelle der Arena betrat, war sein erster Blick für sie; er sah nur ihren kleinen wilden Kopf mit den goldgepuderten, bernsteinfarbigen Haaren, und wie ihre Augen auf ihm ruhten, da ging er, elastischen Schrittes, als ob Wolken ihn langsam zum Lande der Seligkeit empor trügen. Er sah nur sie und grüßte sie mit einem „Salve Domina!", das über dem Geschrei des Volkes schwebte.

Sie! — es war keine Sklavin aus Illyrien, nicht die Freigelassene Phoebe, nicht Tertia, die Patrizierin, auch nicht eine der Vestalinnen, er hatte seine Liebe auf den Gipfel des menschlichen Ehrgeizes gestellt, mit einem kühnen Flügelschlag hatte sein Herz die Höhe erreicht: Julia Poppeia, die Tochter des Cäsars!

Sie saß dort oben, in der kaiserlichen Loge, auf ihrem elfenbeinernen Stuhl und neben ihr, mit heiterem Antlitz, das geschorene Haupt mit einem Lorbeerkranz umwunden, ihr Vater Augustus. Die hellen Augen des Kaisers strömten eine göttliche Kraft aus, die schier wie die Sonne blendete.

Publius Claudius verschmähte das „Ave Cäsar!" des sterbenden Gladiatoren. Er hatte dem Leben und seinen Nichtigkeiten entsagt; für ihn gab es zu dieser Stunde weder Götter noch Cäsaren: ein Weib nur lebte ihm!

Er maß mit einem Blicke diese nach Vergnügen lechzende Menge, die da kam, sich an seinem Todeskampf zu weiden.

Es waren da Gallier, Germanen, die Syrier vom Strand des Orontes, Griechen aus Hellas. Die Senatoren mit der Toga und der purpurgesäumten Tunica, die Ritter, Proconsulen, Decemviren, Kriegstribunen; es waren da die Vestalinnen, die Priester der Isis und der Kybele, Träger von Kornährengarben, die Tänzer aus dem Orient mit scharlachroter Mitra bedeckt, Handelsmänner und Schacherer, Magier aus Chaldäa und Amulettverkäufer und eine große Heerde Sklaven mit langen Haaren und durchstochenen Ohren und Kinder mit dem Gewand der Prätexta und in den Augen den grausamen Blick junger Wölfe.

Diese Menschenmenge bebte in der Erwartung des aufregenden Schauspiels: ein Mann, ein Patrizier, dieser Publius Claudius, der sich durch seine Reichtümer und durch seine Redekunst ausgezeichnet hatte, ging in den Tod um ihrer Freude willen und für die Augen eines Weibes. Wird er sterben? Die Ungewißheit schwebte über der Menge. Der Verurteilte blieb selber seines Schicksals Schiedsrichter. Und alle Augen verfolgten die Schritte dieses Mannes, der zwischen Leben und Tod wandelte.

Für dieses Schauspiel waren die Römer noch leidenschaftlicher eingenommen, als für einen Athletenkampf

auf dem Marsfelde, eine Seeschlacht auf dem Tiber, oder einen Wagenwettkampf im Circus; sie liebten es mehr wie die Trojanischen Spiele der römischen Jugend, ja mehr noch wie eine Phyrrika, von den Kindern der asiatischen Prinzen getanzt.

Es war eine Folter neuerer Art. Zwei Thüren gingen auf die Arena des Circus. Die eine öffnete sich auf einen dunklen, tiefen Gang und mündete in der Höhle, in welcher zwei tatarische Tiger, vom langen Fasten ausgehungert, zähnefletschend der Beute harrten; das andere Thor führte zur Zelle einer edlen Jungfrau, die den weißen Schleier der Bräute trug. Diese zwei Thüren waren ähnlich, stumm und hermetisch geschlossen, nichts drang heraus, weder das Brüllen der Bestien noch der Gesang der Jungfrau. Der Verurteilte konnte sich nur den Göttern empfehlen und sich blindlings von den innern Stimmen leiten lassen.

Er hatte die Wahl der Thüren: Schande und Tod oder Liebe und Leben, die Wahl zwischen den Zähnen der Tiger und den weichen Armen des Weibes.

Doch Publius Claudius blickte nicht einmal nach diesen Thüren: er sah Poppeia! Aus ihren Augen wollte er sein Urteil lesen. Sie allein, die Tochter der Cäsaren, wußte um das Geheimnis der unterirdischen Gewölbe der Arena: hier der Tiger, dort das Weib! Sie allein konnte retten oder verurteilen mit einem Aufschlag ihrer Lider, einer Bewegung ihres rosigen Fingers. Und Publius erwartete dieses Zeichen.

Er fühlte sich wie eingehüllt in den grausamen Wünschen dieser tierischen Menge, die ihm sein Wille gleichsam auferlegen wollte. Denn dieses Volk kam für ein Trauerspiel, nicht für eine Idylle, es wollte Blut und nicht Rosen!

Publius blickte zu Poppeia hinauf und erinnerte sich . . .

Von seiner Leidenschaft hingerissen war er in den Palast eingedrungen, unter Begünstigung einer weiblichen Verkleidung, denn er war bartlos, und sein Körper hatte die schlanke Grazie eines Jünglings. Abra, die Sklavin der Poppeia, führte ihn zu ihrer Gebieterin, unter das von Weinlaub umrankte Zelt, neben den heiligen Drachen am Fuß der Statue der „Guten Göttin".

Tags darauf befahl der Senat eine gerichtliche Untersuchung und erhob gegen ihn eine Anklage auf Entheiligung der göttlichen Mysterien.

Die Centurios kamen und klopften an seiner Pforte und rissen ihn aus seinem Lager von Cypressenholz. Im Atrium standen seine Sklaven, wehklagend, wünschend, er möge eher der Maultiertreiber der Albaneserberge sein, als der Patrizier Publius Claudius, den man, mit einem Strick um den Hals, zum Hochgericht schleppen würde.

Isabelle Kaiser.
Photographie J. Meiner, Zürich.

Er schritt, getragen von den Wolken seiner Liebestrunkenheit, und es schien ihm noch wie eine Gnade, das Leben wie eine Kriegsbeute zu Füßen der Geliebten niederlegen zu dürfen!

In die Arena tretend, lächelte er die Statuen der Siegesgöttinnen an, Leben und Tod nun in seiner Macht fühlend und beide im gleichen Grade verachtend.

Da wurde das Zeichen des Todesspiels gegeben.

Publius blickte zu Poppeia.

Die Tochter des Cäsars, sphinxartig in ihrer unbeweglichen Stellung, sah diesen Blick und deutete sich auch seinen stummen vertrauensvollen Befehl.

Und sie sann über ihre Antwort nach. Was spielte sich ab in der Seele dieses Weibes: die Seele einer Dirne in einem königlichen Leib.

Sie hatte an diesem Manne, dessen Schönheit und Edelsinn bekannt waren, Gefallen gefunden; und beim bloßen Gedanken, daß einstens andere Frauen ihren Nacken unter Publius Arme beugen würden, fühlte sie, wie die wilde Eifersucht die Thüre der hungrigen Tiger weit und breit vor ihm öffnete. Doch plötzlich überkam sie die klare Vision dieses jungen göttlichen Körpers, auf den Sand hingestreckt, den wilden Bestien preisge-

geben, sie sah den sterbenden Blick, der sie noch anbeten würde, den zärtlichen Vorwurf der erlöschenden Augen; das Thor des Mitleids öffnete sich halb in ihrer Seele, und die weiße, die erlösende Jungfrau erschien.

Gleichwohl, dieser Mann hatte die Keckheit gehabt, ihre Liebe zu erzwingen, er hatte sie besiegt, der Kuß der Tochter der Cäsaren sollte von einer blutigen Welle weggelöscht werden! Dieses Mannes Mund, der sie verraten konnte, mußte sich mit Sand und Schweigen füllen; diese Arme, die sie umschlungen hatten, mußten im Todesschlaf erstarren, ehe sie eine anklagende Bewegung machen konnten, diese Füße, die zu Poppeia hinauf zu schreiten wagten, durften nunmehr nur über die Wiese wandeln, wo die Asphodille des Vergessens blüht.

Unbewegt sah sie, wie Publius gegen die Thüren schritt, die Arena langsam mit Herrscherschritt durchmessend und schwebend über ihm die bebende Stille der harrenden Menge . . .

Der Atemzug dieses blutgierigen Volkes trieb ihn der tödlichen Thüre zu; tausend ungeduldige Hände öffneten vor ihm die Höhle der Bestien und lieferten ihn den Tigern mit einer wilden Inbrunst.

Er schritt vor sich hin und blickte zu Poppeia. Die Majestät des nahen Todes lag auf seiner Stirn, zu dieser Stunde gab es in ganz Rom nicht einen Mann, der ihm vergleichbar gewesen wäre. Es war Poppeia, als sähe sie in seinen Augen die erträumten Paradiese untergehen. Ob lebend oder tot, er würde sie doch einzig und ewig lieben. Eine Julia Poppeia hatte keine Nebenbuhlerin zu fürchten.

Sie gab ein Zeichen, für ihn allein bemerkbar; ihr kleiner wilder Kopf bog sich leicht nach links, und ihr Blick, unter den gesenkten Wimpern schleichend, war wie ein Leitfaden in der Hand des Verurteilten.

Publius zitterte vor Freude. Er war gerettet.

Er schritt auf die linke Thüre zu, er hatte verstanden: die Geliebte schenkte ihm das Leben, und er ging dem Leben zu.

Vor der geschlossenen Thüre blieb er plötzlich stehn. In einer entscheidenden Minute lebte er im Geiste sein verflossenes Leben und er „sah" die Zukunft.

Klopft er an dieser Thüre, so wird die unbekannte Jungfrau, die Fremde, ihm entgegenkommen, und für diesen, von einer unumschränkten Liebe beherrschten Mann, lebten keine andern Frauen mehr. Klopft er an dieser Thüre, so wird es sein um ein Leben zu fristen ohne Freude und Licht, denn Julia Poppeia war ihm für immer verloren; er wußte, daß die Tochter von Cäsar Augustus dem Tiberius versprochen war, der ihretwillen Agrippina verstoßen hatte.

Die eifersüchtige Wut zerfleischte ihm das Herz grausamer als Tigerzähne.

Er hatte dem Leben entsagt; die Aussicht, ins Leben zurückzukehren, entmutigte ihn, wie eine staubige Landstraße, in unabsehbarer Ferne und grauer Einförmigkeit sich dehnend . . .

Nein! tausendmal nein! lieber ein heldenmütiger Tod, als ein Leben ohne Würde! Die Geliebte war großmütig, sie bot ihm die königliche Gabe des Lebens an. Er wird großmütiger sein als sie. Das Leben! er will es freiwillig dahingeben für sie, die Einzige! die Herrliche! Das Glück, von ihr geliebt worden zu sein, war nicht zu teuer bezahlt mit einer kurzen Stunde der Todesqual, und Eros und Psyche hatten wohl dort oben Freistätten der Freude für die Opfer unseliger Liebe!

Plötzlich kehrte er um, ging durch die Arena und vor der kaiserlichen Loge erhob er die Hände und warf in die fürchterliche Stille diese zwei Worte bebender Abschiedsnahme: „Vale Carissima!" und seine auf sie gerichteten Augen sagten: „Gebenedeit sei der Tod, der mich von einem Leben erlöst, das ich ohne Dich leben sollte!" Das ganze Volk hörte diesen Ruf, das ganze Volk verstand, daß dieser Mann sein Leben als Opfergabe für die Keckheit seines Liebesgeständnisses anbot und daß er, eine Königin liebend, königlich sterben wollte.

Und dann, fortgerissen vom Fanatismus seiner Leidenschaft, ohne sich umzuwenden, schritt und sprang er gegen die Thüre, zur Rechten.

Klopfte daran.

Und erwartete den Tod, hocherhobenen Hauptes, die Arme wie ans Kreuz geschlagen, und mit geschlossenen Lidern . . .

Das Fallgatter klirrte.

Ein Geschrei erhob sich und löste die fürchterliche Spannung. Der Circus schien unter einer donnernden Lawine zusammenzustürzen.

Das Schicksal hatte das Los gefällt: Publius Claudius war gerichtet!

Er öffnete die Augen und sah dies wie im Traume: aus dem engen dunkeln Gang eine Erscheinung, weiß wie Lilien, in wallenden Schleiern, mit Rosen in den Händen, ihm entgegenkommend! Er litt darunter, als ob eine wilde Bestie ihn an der Kehle gepackt hätte. Er schaute zu Julia Poppeia, und seine Augen, vom fürchterlichen Verrat hellseherisch geworden, sahen klar und hell . . . sahen! . . .

Und der Tod senkte sich in seine Brust, der Tod seiner großen Liebe.

Der kleine wilde Kopf der kaiserlichen Tochter war fahl vor enttäuschter Wut, er sah ihre Niedertracht, ihre grausame Selbstsucht. In der Höhle zu Linken fingen die in ihrer Erwartung auf Beute getäuschten Tiger zu brüllen an.

Schnecklein in Nöthen.

Aquarell von H. Pfendsack.

Publius sah Poppeia, wie sie in Wirklichkeit war: die würdige Gattin eines Tiberius.

Und seine Leidenschaft fiel von ihm ab, er begrub die Vergangenheit beim ironischen Klang eines „Vale Carissima!" das er in die Arena schrie, in ein lautes Gelächter ausbrechend.

Das wetterwendische Volk, allen Siegern gewogen, huldigte ihm Beifall.

Langsam wandte er sich der Jungfrau zu, die ihm Rosen anbot. Sie hob ihren Schleier: sie war schön und rein anzusehen, wie die Taube des Tempels; auf ihrer Stirn, die sie ihm frei zuwandte, sah er die Morgenröte einer ersten Liebe aufsteigen, und in den Augen des Kindes aus Judäa, der Zeitgenossin Jesus, sah Publius Claudius einen Wiederschein des Sternes von Nazareth . . .

— — Er nahm ihre Hand, und schritt mit ihr dem neuen Leben zu . . .

Der Zug nach der Stadt.

Roman von **Hermann Stegemann**, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erstes Kapitel.

Die Abenddämmerung zog über den See und breitete zarte Schleier an den Ufern aus. Auf der Höhe aber war noch ein goldner Wiederschein der Sonne, die zwischen zackigem Gewölk auf- und niederrollte, wie ein funkelnder Purpurball. Der Pilatus trug eine silberne Halskrause und auf dem Zugersee, der noch voll im Lichte lag, schwammen violette, grüne und braune Tinten.

„Wir müssen weiter, Papa," sagte Hertha und erhob sich von der Bank, die auf der Höhe aufgeschlagen war, von der der Blick den Zürcher-, wie den Zugersee und den Alpenkranz beherrschte.

„Komm' schon, komm' schon, mein Kind," erwiderte er und stieg mit steifen Schritten von der Wiesenböschung auf den zerfurchten Feldweg hinunter. Als sein Sohn ihm nicht folgte, rief er mit knarrender Stimme:

„Fix, Bernd, herunter vom Postament, Herrchen befiehlt!" Und dann lachte er fröhlich auf und seine lebhaften grauen Augen fuhren über das blasse Gesicht der Tochter, die noch einmal in das Abendlicht schaute, ehe sie den Männern vorauf den Weg zum Dorf einschlug. Bernhard sprang leichtfüßig herab.

„Wie groß und friedlich dieses Bild — nicht wahr Pa, da läßt sich doch nichts gegen sagen?"

„Nein, mein Junge, es ist ein Bild des Friedens. Und so ein alter preußischer Major, der die Natur nur durchs Manöverglas gesehen hat — und da offenbar nicht richtig — empfindet das auch. Mein Gott ja, es ist schön!"

Der Sohn sah, wie sich die Lippen des Vaters bitter verzogen unter dem rostfarbenen Schnurrbart, und der herbe Ton fuhr ihm, wie so oft schon, schmerzhaft durch das gehobene Gefühl des Augenblicks. Eine Weile gingen sie schweigend weiter in den farbigen Herbstabend hinein. Hertha schritt vor ihnen her ohne den Kopf zu wenden, in der geduldigen Ruhe, die sie nie verließ. Major Hoyer begann vor sich hin zu pfeifen. Da erst wandte sich die Tochter um:

„Den ‚Dessauer', Papa? Plagst du dich wieder mit unnützen Dingen? Laß doch gut sein: Morgen kommt der Fritz und dann wirst du mehr als genug in den Erinnerungen kramen. Vorwärts, vorwärts Pa, so ähnlich sagte die Stauffacherin, und ihr Werner war nur ein Landwirt und sah dennoch nicht mehr hinter sich."

Sie war stehen geblieben. Ihre schlanke, kräftige Gestalt hob sich scharf von dem rötlichen Hintergrund des Wäldchens ab, das die Höhenkuppe krönte. Ihr Antlitz hatte einen Glanz wie Perlmutter, so daß sie den Bruder wie verwandelt dünkte. Er war es auch, der zuerst antwortete.

„Weiß Gott, Hertha, das ist ein guter Spruch."

Er faßte die Hand des Vaters und fuhr fort:

„Wirf es jetzt hinter dich, Pa, sieh auf uns: Du hast deinen Dienst gethan durch dreißig Jahre und hast wenig genug Zeit übrig gehabt für uns. Wir wollen aber auch etwas von dir haben. Wir brauchen dich ja, gerade so wie du bist, brauchen wir dich. Oder glaubst du, Hertha hätte sich in der höhern Krankenpflege ausbilden, vulgo Medizin studieren können und ich hätte auf einer deutschen Universität die Examina machen können, solange du in einem lothringischen Nest aktiv warst? Und Fritz, der wäre nie aus dem Rekrutendrillen herausgekommen! Jetzt stehen wir Schulter an Schulter, du, Herrchen und ich, und Fritz, der durch keine Zulage mehr an die Kasinocigarren und das Kaisergeburtstags-Tempelchen erinnert wird, stülpt den Tropenhelm auf und lernt Kisuaheli! Siehst du, Seine Majestät war dir einfach den blauen Brief schuldig — unseretwegen."

„Na ja, Junge, spiel' du dich nur auf den Egoisten heraus, putz' dich nur auf wie der Dingsda, der Nietzsche, den ich neulich von deinem Schreibtisch nehmen mußte,